

Eine Freundschaft
im Zeichen Stefan Georges

**Edith Landmann
und Renata von Scheliha**

Briefe aus den Jahren
1934–1951

Hrsg. Marianne von Heereman
in Zusammenarbeit mit Christiane Kuby
und Herbert Post

HENTRICH
& HENTRICH



INHALT

Marianne von Heereman: Vorwort	7
Briefe aus den Jahren 1934–1951	19
Siglen- und Kurztitelverzeichnis	423
Biographisches Verzeichnis der wichtigsten Personen	425
Editorische Notiz	430
Über die Herausgeber	435
Abbildungsnachweis	436
Personenregister	437



Vorwort

Es gibt bewundernswerte Freundschaften, deren Austausch sich jedoch ganz auf das Persönliche und Private beschränkt. Für eine auf ein Ideal ausgerichtete Freundschaft prägte Winckelmann die Wendung „heroische Freundschaft“. Sie war ein Lebenselement der Antike, und es hat sie zu allen Zeiten gegeben. Da sie in den christlichen Jahrhunderten jedoch nicht gerühmt wurde, trat sie geschichtlich kaum in ausgeprägter Gestalt hervor. Als Vorbild und Ziel erstand sie neu in der Dichtung Stefan Georges und dem Leben um ihn. Auch die Beziehung zwischen Edith Landmann und Renata von Scheliha stand im Zeichen einer solchen Freundschaft. Dem Heroischen ist Tragik inhärent; sie wohnt auch diesem Bunde inne.

Im Folgenden versucht eine Lebensskizze der Korrespondentinnen und ein Hinweis auf die Spannungsbereiche ihrer Freundschaft das Verständnis mancher unerwarteter Aussagen vorzubereiten. Edith Landmann wurde 1877 als jüngste Tochter des Bankiers Moritz Kalischer in Berlin geboren. Ohne Bindung an die jüdischen Sitten ihrer Vorfahren, wuchs sie, wie es bei ihrem Sohn heißt, „in den friderizianisch-liberalen Traditionen“ der Hauptstadt auf und bewahrte aus dieser Herkunft zeit lebens „eine aufklärerische Komponente“.¹ Sie studierte in Zürich und Berlin Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie – ihr Hauptinteresse galt der Ästhetik – und schloss dies leidenschaftlich betriebene Studium mit ihrer Dissertation *Analyse der ästhetischen Kontemplation* 1901 ab. 1903 heiratete sie Julius Landmann, den späteren Ordinarius für Volkswirtschaft in Basel und Kiel; der Ehe entstammten eine Tochter, die früh starb, und zwei Söhne.

Entscheidend für ihr weiteres Leben war die Begegnung der 31-jährigen mit dem Dichter Stefan George, den sie 1908 im Atelier Melchior Lechters in Berlin kennenlernte. Seitdem konzentrierte sie ihre reiche Begabung auf die Durchdringung der klassischen Antike und der Welt Georges. Bis zu seinem Tod verbrachte der Dichter jährlich mehrere Wochen bei ihr in Basel und ab 1927 in Kiel. Ihre intensive Beschäftigung mit ihm fand ihren Niederschlag u. a. in der 1920 erschienenen *Georgika. Das We-*

sen des Dichters und den posthum erschienenen *Gesprächen mit Stefan George*.

Im April 1934 schreibt Edith Landmann an einen Verwandten nach Israel: „Seit Georges Tod ist mir jede Hoffnung geschwunden.“ Im November 1931 war sie Witwe geworden, am 30. Januar 1933 übernahm Hitler die Macht; am 4. Dezember desselben Jahres starb der Dichter, der ihr der Deuter ihrer eigentlichsten geistigen Sehnsucht gewesen war, ihr großer Lehrer und Erzieher, Freund durch zwanzig Jahre. Einmal war jetzt der Mut ihrer fast unbesiegbaren tapferen Seele gebrochen. Die begonnene Arbeit, die der Schlussstein ihres lebenslangen Ringens um die objektive Bestimmung der Schönheit werden sollte, lag unangerührt da und reizte sie zu keiner Vollendung. „Mein Leben gehört den Toten.“ Ein einziges Mal war Todessehnsucht, die sie, wann immer sie verlautete – und in der Hitler-Zeit war viel Anlass dazu –, als schwächlich und verboten erklärte, nahe daran, sie selbst zu überwältigen. Da brachte das Schicksal eine Wende: In ihr Leben trat Renata von Scheliha, und die Freundschaft mit ihr umhüllte und milderte von nun an Trauer und Schmerz; durch achtzehn Jahre erlebten beide Kampf, Aufgabe, Tragik, in der Luft Kräfte schenkender Gemeinsamkeit.

Die um 24 Jahre jüngere Renata von Scheliha wurde 1901 auf dem Rittergut Zessel in Schlesien geboren. Nach dem Abitur studierte sie klassische Philologie, Archäologie und Sanskrit in München, Breslau und Berlin. 1931 promovierte sie in Breslau mit einer Dissertation über *Die Wassergrenze im Altertum*. 1933 gab sie aufgrund der politischen Verhältnisse die geplante Habilitation bei Karl Reinhardt an der Universität Frankfurt a. M. auf. In Berlin lebte sie bis zu ihrer Auswanderung in die Schweiz (1939) von Gelegenheitsarbeiten wie Privatstunden, Führungen durch das Alte Museum, Kurse an der Lessing-Hochschule (bis zu deren Gleichschaltung) oder Vorträge in Privathäusern.

Von Renata von Scheliha fanden sich nach ihrem Tode bruchstückhafte Aufzeichnungen über ihre Jugend:

Kindheit reich an glühenden Träumen – Traum von einer Welt, wie sie mir dann in der Dichtung entgegentrat – sprengend sehnsüchtig, schmerzhaft einsam. Qualen des Andersseins; eigentlich nie ein natürliches Verhältnis zu Menschen, Traumgestalten – unsägliche Liebe zu irgendeinem Menschen – immer wieder – dann schien mir die Welt, die gewöhnliche Welt, in der jene so glücklich lebten, als die richtigere, blieb mir dennoch unerreichbar. Ich er-

warb mir einiges Wissen um die Griechen, aber nur Ahnen und Fühlen, zu wenig Bestätigung. Das Verwirrende: auch im Besten, das ich damals lesen konnte, hohe, edle Gefühle fast immer nur bei der sog. Liebe. Um diese Zeit einen Menschen treffen, der zu den Griechen, zur Freundschaft hinübergeleitet hätte, der aus der Wirrnis zu diesen Werten geführt hätte, sinnvolles Lernen, Sich-Bilden, Leben mit klaren Zielen – es wäre die Rettung gewesen – doch keiner war. Stattdessen diffuses autodidaktisches Lernen, nicht nur für mich allein, sondern meist heimlich; die Familie konnte es nicht verstehen. Heimliche Vorbereitung auf das Abitur, um dem Ganzen eine Form zu geben ... Es blieben Lücken ... Unsicherheiten. ... Die Anlage, nicht zu sehr ins Einzelne zu gehen, und die aufgezwungene Art der Ausbildung steigerten diesen Mangel. Dafür blieb der Enthusiasmus gewahrt.²

Den Menschen, den sie in den Reifejahren ersehnt hatte, traf sie 1926 in München in Maria Fehling, die sie zuerst auf die Dichtung Stefan Georges hinwies und sie mahnte, ihr Studium aufs Griechische zu konzentrieren. „Wenn Renata von Scheliha [...] bei den Griechen ihre geistige Heimat fand, wenn sie später auf dem Gebiet griechischer Geschichte und Literaturwissenschaft Hervorragendes leistete, so ist das letztlich Maria Fehling zu verdanken; von ihr ward ein in Renatas Wesen angelegter antiker Sinn zu klarem Bewusstsein erweckt.“³ Über diese Zeit heißt es in den *Erinnerungen*:

Völlig ahnungslos zur Universität, suchte Universalbildung, Geist, fand Bröckchen von Wissen. Erst nach einigen Monaten erkannt, dass man sich spezialisieren müsse. Kaum dieser Entschluss gefasst – Maria Fehling – Mommsen – die neue hohe geistige Welt. Das Erlebnis und Emporschwingen stärker als das Erfassen – es hat Jahre gedauert, bis ich mit dem verstandemässigen Verstehen nachgekommen war. Die ersten Semester nichts Akademisches gelernt. Es wäre aber bei meiner ungleichmässigen Vorbildung gut gewesen, den Anfang im Philologischen genau zu nehmen – – vielleicht. Dennoch rauschhaft hohe, unmissbare Zeit, das zutiefst Erregende, Tödlich-Tragische, Revolutionäre der meisterlichen Welt ganz aufgenommen, zutiefst erfasst. Maria habe ich Entscheidendes zu danken – ihr Sein, ihr Schicksal, jedes Wort und jede Gebärde: das Tragische des geistigen Menschen. Seither mein Ekel vor allen denen, die mit der meisterlichen Welt ein kleines Bürgerda-

sein führen, sich das Gewöhnliche des Alltags damit überglänzen und wichtiger machen wollen.⁴

Anfang der dreißiger Jahre übersiedelte Renata von Scheliha nach Berlin. 1931 kam es dort zu der für sie folgenreichen Begegnung mit Berthold Vallentin, durch den sie die für ihr weiteres Leben entscheidenden Menschen aus dem George-Kreis kennenlernte: Kurt Hildebrandt, Ernst Morwitz und Edith Landmann.

Zu Kurt Hildebrandt kam sie als philologische Mitarbeiterin beim Abschluss seines Platon-Buches. Die Beziehung gewann bald an Tiefe und zeitigte nach der Dissertation ihre erste Veröffentlichung *Dion*. Die Enttäuschung, dass dieser verehrte Mann sich nach anfänglich tapferem Widerstehen doch in Kompromisse mit dem NS-Regime einließ, führte Renata von Scheliha schließlich zu schroffer Trennung von ihm. Der Konflikt wird mehrfach im Beginn des Briefwechsels berührt.

Ernst Morwitz, der wie kein anderer im Freundeskreis Georges dessen Idee des pädagogischen Eros verstand und teilte, führte Renata von Scheliha in die Gesetze dieser Lebensordnung ein. Wie sehr er sie schätzte, verrät die Tatsache, dass er ihr seine jüngeren Freunde zum Griechischunterricht schickte und sie als einzige Frau zur Teilnahme an den wöchentlichen Zusammenkünften seiner Freunde einlud. Er blieb ihr Berater und Stütze, als sie selbst zehn Jahre nach ihm in die Vereinigten Staaten auswanderte. 1967 hielt er ihr in New York die Grabrede.

Die erste Begegnung zwischen Renata von Scheliha und Edith Landmann fand bei Vallentins Begräbnis im März 1933 statt. Edith Landmann wohnte damals noch in Kiel; sie war 56 Jahre alt. Dem hingegangenen gemeinsamen Freunde zu Dank begann Renata von Scheliha den Briefwechsel am 13. Februar 1934, seinem ersten Todestag. Rückblickend schreibt sie: „Mir hat sich in Edith Landmann der Traum von Hellas verwirklicht, ein Traum frühster Kindheit, der durch alles, was ich von den Griechen las und erfuhr, nur farbiger, reicher, schöner wurde, von dem ich aber lange wähnte, ich werde ihn als Bild unwiederbringlicher Vergangenheit in mir tragen müssen, bis er plötzlich beglückend in menschlicher, in ihrer Gestalt mir erschien.“⁵

Edith Landmann wandte sich der 33-jährigen Altphilologin Renata von Scheliha zu, weil sie in ihrem Wesensbilde das erahnte, was sie von Jugend auf ersehnt hatte. Sie sah sofort, dass das Schicksal ihr eine neue Aufgabe zuwies: Sie betraf diesmal kein neues Buch, sondern ein einzig-

artiges Leben. „Was könnte es“, schreibt sie einer Freundin, „für mich, der alles grosse und schöne Leben, daran ich bisher teilgenommen, dahin gegangen, Teureres und Wichtigeres geben als Renata, in der alles wieder auflebt, was mir als Traum von Kind an vorgeschwebt?“

Die Freundschaft lässt sich nicht wahrer bezeichnen als mit Shakespeares Wort: „the marriage of true minds“ (Sonnet CXVI). Die geistigen Kräfte entwickelten und verschlangen sich in gemeinsamer Arbeit, und die sich darin offenbarende Genialität und Seinshöhe weckte jeder Seele die Freude an der andern.

Die erste gemeinsame Arbeit betraf, nach Edith Landmanns Vorschlag, eine Darstellung der griechischen Frau. Das Thema wurde fallengelassen, als Ernst Morwitz Renata von Scheliha ein Buch über Homer vorschlug: Es sollte ihr Hauptwerk werden. Kernstück der Arbeit ist die Freundschaft zwischen Achill und Patroklos, wodurch das Buch, das 1943 unter dem Titel *Patroklos* in Basel erschien, zu einer Darstellung der *Ilias* als einem „hohen Lied der Freundschaft“ wurde. Edith Landmann ihrerseits nahm ihre unterbrochene Arbeit über ästhetische Fragen mit neuem Schwung wieder auf. Die beiden Frauen regten sich jedoch nicht nur gegenseitig zum Schreiben an, sie nahmen auch so intensiv an der Arbeit der jeweils anderen teil, dass vieles sowohl in der *Lehre vom Schönen*, die 1940 als Privatdruck erschien, als auch in Renata von Schelihas *Patroklos* in ununterscheidbarer Gemeinsamkeit geformt ist.

In den Berliner Jahren hatte sich um Renata von Scheliha ein Kreis von jüngeren Freundinnen gebildet. Ich selbst hatte Renata von Scheliha bereits 1926 in Breslau an der Universität kennengelernt und war ihr nach Berlin gefolgt. Ab Januar 1936 wohnten wir zusammen. Zu uns gesellten sich Ursula von Rose, Margarete Rösner, Vera Lachmann und Renata von Schelihas Jugendfreundin Gabriele von Schwerin. Renata arbeitete damals am *Patroklos*. Die Tage wurden von den Abenden gekrönt, wo die Dichtung Stefan Georges interpretiert und dann an einem Lesepult stehend vorgetragen wurde. So gingen gut drei Jahre dahin, Jahre, die draußen so entsetzlich waren.⁶

Ab Oktober 1937 wohnte auch Edith Landmann in Berlin. Der intensive Gedankenaustausch ging nun vom brieflichen in den mündlichen über. Aber die erquickenden Arbeitsstunden sollten kaum mehr als ein Jahr währen. Kurz nach der Pogromnacht im November 1938 drängte Renata von Scheliha Edith Landmann zur Abreise in die Schweiz, deren Staatsangehörigkeit sie besaß.

Ernst Morwitz konnte Deutschland im Oktober 1938 verlassen. Die Gastvorlesung über Sappho, für die er das Visum zur Einreise in die Vereinigten Staaten erhielt, hatte Renata von Scheliha, wie schon seine Sappho-Übertragung (Küpper-Bondi 1938) philologisch unterbaut.

Jeden Tag erwartete man den Ausbruch des Krieges. Bevor er am 1. September 1939 die Grenzüberschreitung fraglicher machte, hatte Edith Landmanns telegraphische Aufforderung, zu ihr zu kommen, Renata von Schelihas letztes Zaudern, Deutschland zu verlassen, gebrochen. Neun Jahre lebten wir nun zu dritt, bis zur Auswanderung nach Amerika, bei Edith Landmann in Basel.

Von den vielen gemeinsamen Arbeiten der Basler Jahre erwähnte ich bereits den *Patroklos* und *Die Lehre vom Schönen*. Nachdem diese abgeschlossen waren, nahm Renata von Scheliha eine neue Arbeit in Angriff: *Der musische Agon bei den Griechen*. Dabei dachte sie weniger an eine eventuelle Publikation als daran, ihre Freundin Tag für Tag damit zu erheitern und zu inspirieren. Leicht wie ein Kind sprang diese auf solche Gaben an und schenkte die reichsten, förderndsten Einfälle zurück. – Stunden, die aus der Not der Zeit hinausversetzten, waren es auch, als Edith Landmann ihre *Erinnerungen* an den Dichter für die Veröffentlichung zu redigieren beschloss. Sie hatte die Gespräche ihres Gastes seinerzeit allabendlich aufgezeichnet. Nun wurden diese Notizen gemeinsam ausgearbeitet. Das so Geformte erschien, wie die Verfasserin es bestimmt hatte, 1963 posthum als ihre *Gespräche mit Stefan George*.

Eine andere gemeinsame Arbeit betraf ein die Freundinnen quälendes Missverständnis: Unter manchen Freunden Georges lebte die Überzeugung, die Welt des Dichters sei mit der des Nationalsozialismus zu vereinen. Um diese Auffassung zu widerlegen, sammelten sie Material für ein sogenanntes Manifest. Der Arbeitsplan wandelte sich jedoch vom Pamphlet zur umfassend grundsätzlichen Darstellung aller der George'schen Dichtung zu entnehmenden Hauptbegriffe. Diese wurden nicht mehr polemisch den nationalsozialistischen entgegengesetzt, sondern in sich selbst definiert; zur Veranschaulichung wurde ihre Verwandtschaft mit den ihnen entsprechenden klassisch-griechischen Grundbegriffen gezeigt. Als Arbeitstitel wählten die Autorinnen *George und die Griechen*. Das Manuskript wurde nach ihrem Tod teilweise veröffentlicht.

Renata von Scheliha, die Stefan George nicht mehr begegnet war, sah sich durch Edith Landmann in die Atmosphäre des alten George-Kreises versetzt. Sie lockte aus des Dichters „Evangelistin“, wie er sie einmal ge-

nannt hatte, schlummernde Erinnerungen hervor, sie gewann Kenntnisse, die ihr sonst vorenthalten geblieben wären, und sie veranlasste die Freundin zur Formulierung ihrer Erfahrungen, was diese vielleicht sonst nicht mehr unternommen hätte.

Jedes authentische Zeugnis über den geheimnisumwitterten Außerordentlichen, der den meisten Zeitgenossen fremd geblieben war, war ihr so kostbar, dass alle Zeit und Kraft dafür einzusetzen ihr als erste Pflicht erschien. Und sollte es, sie zu erfüllen, in dieser Freundschaft nicht unbedingt möglich sein? Die Umstände drängten aufs Äußerste. Renata von Scheliha kannte kein Privatleben, sie gehörte ganz ihrer geistigen Aufgabe, wofür sie sich – menschlich und sachlich – die volle Freiheit gewahrt oder errungen hatte. Von ihrer Partnerin erwartete sie den gleichen Totalinsatz ihrer Zeit. Hieraus ergab sich die tragische Spannung in dieser Liebe.

Wem die Freundschaft die höchste menschliche Beziehung ist, der wird in Ehe und Familie, den durch Blut und Trieb geschaffenen menschlichen Gemeinschaften, nie ganz aufgehen. Er wird seiner Verwandtschaft gerade so weit nahestehen, als ein Element echter Freundschaft im Verhältnis zu ihnen enthalten sein kann, und sonst je nach dem Reichtum, nach dem Überschuss seines Herzens durch Güte und Freundlichkeit jene innere Distanz zu verhüllen suchen.⁷

Edith Landmann hatte selbst eine auf Unbedingtheit gestimmte Seele. Aber sie hatte bereits ein ganzes Leben hinter sich. Sie hatte zwei zärtlich geliebte Söhne, denen sie mit Rat und Tat zur Seite stand: Georg Peter (1905–1994) und Michael (1913–1984). Auch für diese musste sie da sein. Renata von Scheliha glaubte, sie überschätze ihre Pflichten als Mutter, jedenfalls läge die größere Verantwortung bei den geistigen Belangen. Ihr ständiges Drängen auf Konzentration und Unterordnung unter den einzigen Maßstab musste Edith Landmann in einen nervenaufreibenden Konflikt bringen. – Einmal, bereits 1937, kam es fast zum Bruch zwischen beiden. Über das Verhalten des damals 23-jährigen Sohnes Michael während der Berliner Olympiade 1936 klafften die Urteile anscheinend unversöhnlich auseinander. Aber Zwiespalt, der nicht niederen Motiven entspringt, lässt sich zu schönerer Einigung aufheben. So ging es auch hier durch Edith Landmanns unbegrenzte Großmut und Renata von Schelihas letztendliche Vernunft. Aber was Renata von Scheliha bei dem Glück, das sie schenkte, auch an Schmerzen zufügen konnte, wusste

Edith Landmann, als sie die Freundin 1939 aus ihrem Vaterlande – ohne Rückkehr – mit Nachdruck zu ihr zu kommen aufforderte. Konflikt und Harmonie wechselten denn auch in den neuen Basler Jahren.

Schon während des Krieges hatte sich Renata von Scheliha um unsere Emigration nach Amerika bemüht; sie hoffte, dass auch Edith Landmann uns begleiten würde – eine Hoffnung, die sich jedoch nicht erfüllte.

Es war uns deutlich, dass wir in der Schweiz unter den damaligen Voraussetzungen auch nach dem Krieg weder eine Arbeits- noch eine Aufenthaltbewilligung erhalten würden; nach Deutschland zurückkehren wollte Renata von Scheliha unter keinen Umständen. So lag es nahe, noch einmal auszuwandern, zumal Ernst Morwitz, der andere große Freund, und Vera Lachmann sie zu kommen aufforderten. Mitte Juni 1948 emigrierten wir nach Amerika.

73-jährig wagte Edith Landmann noch einen Flug über den Atlantik, um für sechs Monate das von Sehnsucht fast zerspringende Herz ihrer Freundin in der alten Gemeinsamkeit zu trösten. Sie ahnte wohl schon vorher den neuen Ausbruch der Krankheit, die sie seit der Geburt ihres jüngsten Kindes (1913) begleitet hatte. Renata von Scheliha, die fast alles mitbekam von dem, was sich in der Geliebten regte, wusste davon nichts. Auf Edith Landmanns Wangen lag immer, in ihren Worten klang für jeden etwas „von jener Jugend, die uns nie entfliegt ...“, wie Goethe es an ihrem Schönheitslehrer Schiller gepriesen hatte. Auch hatte sie, wie sie selbst von Mozart sagt, zeitlebens Gräber mit Blüten überdeckt. Am 23. Juli 1951 starb sie in Basel nach der letzten Krebsoperation, die ihr Herz nicht mehr bewältigte.

Der Schmerz über Edith Landmanns Tod wurde dadurch gelindert, dass der Berliner Kreis der Freundinnen, den Krieg und Emigration zerschlagen hatten, in New York nach vielen Jahren wieder zusammenfand: Margarete Rösner emigrierte im November 1951, Ursula von Rose folgte 1955. 1958 zogen wir zu viert nach New York in eine gemeinsame Wohnung. Ursula von Rose übernahm die Betreuung der an einem Lungenemphysem erkrankten Renata von Scheliha, während Margarete Rösner und ich den Lebensunterhalt verdienten.

Regelmäßige Besucher waren Ernst Morwitz, die Brüder von Bothmer und Vera Lachmann. Hinzu kamen Freunde aus Europa. 1961 erfüllte sich Renata von Scheliha noch einmal einen Herzenswunsch: eine Reise nach Sizilien zu den Tempeln der Griechen. Alte Freunde nutzten die Gelegenheit, sie wiederzusehen, neue kamen dazu. Bis zu ihrem Tod im Novem-

ber 1967 blieb Renata von Scheliha trotz ihrer schweren Krankheit der inspirierende Mittelpunkt eines von Freundschaft erfüllten Kreises.

Von Amerika hatte sich Renata von Scheliha die Vollendung der sechs Jahre zuvor in Basel begonnenen Arbeit am *Musischen Agon* und die Darstellung von Edith Landmanns Leben und Wesen erhofft. Dass die wissenschaftliche Arbeit nicht mehr gelang, hatte gewiss mit den mühsamen materiellen Umständen der ersten amerikanischen Jahre und der bald darauf ausbrechenden Krankheit zu tun.

Was sie von der Erfüllung der ihrem Herzen noch viel näher liegenden Aufgabe abhielt, war uns bis zu ihrem Tode ein Geheimnis. Als wir danach einiges Schriftliche fanden, sahen wir, wie sie darum gerungen hatte. Was hinderte sie? Von meiner Ahnung vermag ich nicht realer zu sprechen als in einem Bilde.

Als Renata von Scheliha Anfang der dreißiger Jahre ihr selbstbestimmtes Leben begann, da galt eine der ersten Arbeiten, die sie plante, den Dämonen. Bündel von Zetteln, Exzerpte waren lange vorhanden. Die Arbeit kam nie zustande. Aber „Dämonen“ hielten Renata von Scheliha lebenslang im Griff. Sie war in ihrem Denken und Fühlen so „antik“, dass es mir näher liegt, in ihrem Leben das Wirken von Mächten, wie wir sie aus der Dichtung der Griechen kennen, zu sehen, als es aus modernen Abstrakta zu erklären. Für Renata von Scheliha waren Dämonen Wirklichkeit, sie bewirkten ihr alles Glück und Unglück: Sie knüpften ihr Freundschaftsfäden oder zerrissen sie, sie machten sie produktiv oder versteint. Ihr ganzes Innere stand in ihrem Bann, und die *aidos* (Scheu) der Griechen war ihr Verhältnis zu ihnen. Die Rücksicht auf diese numina wie auf die gewaltigen Mächte Homers war ihre Religion. Sie wandte das Adjektiv „dämonisch“ zur Unterscheidung von Menschen an. Ich entsinne mich, sie sagen zu hören, Ernst Morwitz sei dämonisch, Edith Landmann nicht – sie, die ihr vor allen anderen das Göttliche im Menschen offenbarte, *sie* nicht.

In nachgelassenen Aufzeichnungen heißt es:

Zwei Sterne standen lange über meinem Leben, urlange; ehe ich sie sah, hatte ich sie geträumt, und als sich die Traumgeleiter in Menschen – einzig hohe Menschen – verwandelten, empfand ich kaum Überraschung, nur beseligte Dankbarkeit – es war ein Wiedererkennen, nicht fremder Einbruch – zwei Sterne – gibt es größere Begnadung? Doch keine Begnadung ist ohne Fluch: Ich durfte nie die beiden Sterne zugleich schauen. Und mehr noch: Sie waren einander feindlich, nicht aus Absicht oder aus Gründen, sondern dem

innersten Wesen nach: Der eine würde mit seinem Licht den Glanz des andern entfärben, obwohl – und auch dies war tief in den Fluch verflochten – es manchmal schien, als müsste ihrem vereinten Licht eine Glanzfülle entstrahlen, wie sie der Erde selten gewährt ist.

Mit diesem Dämonen-umkämpften Bezirk, diesem tragischen Gegeneinander zweier sich ausschließender Mächte, hängt, so glaube ich, Renata von Schelihas Unvermögen zusammen, Edith Landmanns Wesen in einer objektiven Form darzustellen.

Von ihrem Ringen darum sind Zeugnisse erhalten, aber immer nur Ansätze.⁸ Sie bleiben bei Einzelzügen und runden sich nicht zu einem plastischen Monument. Sie sind eine Seelenzwiesprache wie die Briefe. Nur überwiegt im Trennungsschmerz die anbetende Liebe, die in den Briefen eher verhüllt zum Ausdruck kommt.

Der vorliegende Briefwechsel ist ein Auszug der von Edith Landmann und Renata von Scheliha hinterlassenen Korrespondenz und umfasst die Jahre 1934 bis 1951. Von 1934 bis 1939 haben sich nur die Briefe von Renata von Scheliha erhalten, da Edith Landmanns Briefe mit Renata von Schelihas Elternhaus in Zessel im Krieg verbrannten.

Der Zeitraum, den die Korrespondenz umspannt, fällt zum großen Teil zusammen mit der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland, zu der die beiden Freundinnen von Anfang an in kompromissloser Opposition standen. Sie erzwang die Emigration in die Schweiz, schließlich die Renata von Schelihas nach Amerika. Der Nationalsozialismus bedeutete auch für den George-Kreis eine Zerreißprobe. Anpassung und Emigration zersprengten ihn. Es bildeten sich Lager, persönliche Feindschaften, die die politischen Differenzen für ihre Fehde nutzten. Für Edith Landmann und Renata von Scheliha war die Dichtung Stefan Georges Mitte und Maßstab ihres Urteils. Sie waren unnachgiebig in ihrer Kritik an Mitgliedern des Kreises, die sich mit dem Regime in irgendeiner Weise einließen. Diese Auseinandersetzung durchzieht als roter Faden den ganzen Briefwechsel.

Viel mehr Raum jedoch nimmt die intensive Beschäftigung mit der griechisch-römischen Antike ein. Neben der Dichtung Stefan Georges war die Lektüre und Interpretation antiker Autoren für beide Korrespondentinnen das tägliche Brot, Inspirationsquelle und Stärkung. Ihre Freundschaft war zudem in hohem Maße eine Arbeitsgemeinschaft, die sich in Zeiten der Trennung in den Briefen fortsetzte. Die Entstehung ihrer Manuskripte lässt sich manchmal fast von Tag zu Tag verfolgen. Das

gilt besonders für die Jahre in Basel. Zettel mit Exzerpten und Änderungsvorschlägen, Druckfahnen, Entwürfe, der Andern vielleicht nützliche Zitate und Einfälle gehen hin und her. Diese Ausführungen sind allerdings oft so detailliert und spezialistisch, dass hier der Lesbarkeit halber Kürzungen unumgänglich waren.

An den Briefen zweier einander so naher Menschen verwundert die betonte Förmlichkeit. Trotz der wachsenden Vertrautheit siezen sie sich bis zum Schluss. Wenn dies auch zu jener Zeit üblicher war als heute, so ist es dennoch Zeichen einer Distanz, die von beiden bewusst gewahrt wurde. So kommt die Ehrfurcht in diesen Briefen wohl stärker zum Ausdruck als die Liebe. Dies gilt sowohl für die Briefe der Älteren, aus denen oft eine gewisse Überlegenheit spricht, wie für die der Jüngeren, in denen stärker das Gefühl die Diktion bestimmt.

Briefschlüsse und Anreden sind im Allgemeinen für die Beziehung der Korrespondenten aufschlussreich. Edith Landmann unterzeichnet ihre Briefe gar nicht oder nur mit „die Ihre“ oder „Ihre frau Ln“. Renata von Scheliha hält sich die ersten drei Jahre im Konventionellen: Es heißt – nach Grüßen, vielen oder herzlichen, dankbaren oder sehnlichen – „Ihre (sehr) ergebene Renata Scheliha“. Allmählich fällt der Zuname weg, und der Schluss ist regelmäßig „Es küsst Ihnen die Hand Ihre Renata“. Ab 1937 wiederholt sich das griechische „chaire“ (sei begrüßt). Renata fügt, stets öfter, längere griechische Wendungen an, etwa: „Sei gegrüsst, o Du unser ganzes Staunen“ (Juli 1938) oder „die geliebteste Hand küssend“ (Januar 1939). Edith Landmann ahmt solchen Schluss hin und wieder mit einem griechischen Zitat nach.

Edith Landmanns Anreden sind nie die all-üblichen. Bei ihr heißt es: „Renate!“ „Renata, Teuerste!“ bis: „Renata, Einzige! Unwahrscheinlichste!“ – während Renata von Scheliha mit „Sehr verehrte Frau Landmann“ beginnt, was sich zu „Sehr liebe und verehrte Frau Landmann“ erwärmt. Ab 1937 findet sich immer häufiger die in griechischen Majuskeln geschriebene Anrede „O BASILEIA“ (O meine Königin) oder auch „O BASILEIA SEBASTATE“ (O meine verehrungswürdige Königin). Ab 1947 gebraucht Renata von Scheliha in Nachahmung von Vera Lachmann öfter die Anrede Potnia (Herrin). Frau Landmann befremdete der höfische Ton eher, und sie stimmte ihm nie ganz zu; so übersetzte sie z. B. – etwas spöttisch – basileia mit „die Baslerin“.

Dieser Briefwechsel bietet dem Leser einen interessanten Einblick nicht nur in die (politische) Geschichte des George-Kreises der dreißiger

und vierziger Jahre, sondern vor allem in die Struktur der Freundschaft zweier außergewöhnlicher Frauen, deren Leben und Denken in hohem Maße von Stefan Georges Welt geprägt war.

Marianne von Heereman

- [1] Michael Landmann, *Erinnerungen*, S. 109.
- [2] Nachlass Renata von Scheliha.
- [3] Momme Mommsen, Gedenkbuch RvS, S. 14.
- [4] Nachlass Renata von Scheliha.
- [5] Die fragmentarischen Erinnerungen von Renata von Scheliha an Edith Landmann erschienen leicht redigiert und gekürzt in: *Erinnerungen*, S. 154–161. Sie dürften nach dem Datum, das einmal in den fast unleserlichen Zeilen herumirrt, 1955/56 niedergeschrieben worden sein.
- [6] Vgl. Marianne von Heeremans Erinnerungen an Ursula von Rose, in: CP 118, 1975, S. 40.
- [7] Nachlass Renata von Scheliha.
- [8] Vgl. Anm. 5.